

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 15 (1973)

Artikel: Schreckliche Viamala

Autor: Ribi, Hilde

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550364>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vor 500 Jahren, 1473, wurde die erste Viamalastraße erbaut.

Schreckliche Viamala

Aus alten Reiseberichten

von Hilde Ribi

I.

VIA MALA 1473 steht in erzenen Lettern am Stock eines stattlichen Zweiröhrenbrunnens in Thusis, dem lebhaften Paß-Städtchen am Eingang der Schlucht, wo einst das vornehme Kaufmannsgeschlecht der Rosenroll hauste und 1670 das zierliche «Schlößli» erbaut hat. Die Inschrift erinnert an jene denkwürdige, im Verein mit dem Grafen Jörg von Werdenberg-Sargans vor nunmehr 500 Jahren vorgenommene Fahrbarmachung der Schlucht durch die Gemeinden Thusis, Cazis und Maissen. Damit die Säumer mit ihren Rossen, Ochsenkarren und Schlitten künftig gefahrloser als zuvor die schlimme Strecke der oberen Schlucht passieren konnten, wurden damals den schroffen Felswänden entlang verwegene Hängesteige angelegt. Ein lebhaftes Hin und Her mußte dort, und natürlich auch durch die Roffla, freilich längst schon vor diesem spätmittelalterlichen Datum bestanden haben. Seide, Manufakturwaren aller Art, Spezereien, Südfrüchte, Wein und hunderterlei Transitware sonst noch galt es über die Berge zu führen. Schon 1443 hatte der bischöfliche Lehnsherr Graf Heinrich Werdenberg-Sargans den Splügnern erlaubt, in ihrer Gemeinde Samstag für Samstag einen Markt abzuhalten. Nahezu ein Dutzend Burgen, allen voran die Bärenburg ob Andeer, soll damals im Schams gestanden haben. «Schampertal» hat es Johannes Stumpf (1500—1578), Zwinglis Freund, auf der Tafel «Rhetia / Die Pündt» seines

prachtvollen Atlaswerkes genannt. Die Martinskirche in Zillis war schon im 9. Jahrhundert die Mutterkirche nicht nur für das Schams und das Avers, sondern auch für das äußere Rheinwald; nur dort durfte getauft und eingeseignet, nur dort im Friedhof durften bis ins späte Mittelalter die Toten begraben werden. Es mag auffallen, daß in den nachfolgend zusammengestellten Reiseschilderungen die Zilliser Kirche mit ihren so kurzweilig bemalten und nun großartig renovierten 153 Holztafeln auch nicht ein einziges Mal erwähnt wird. Erst im Sommer des Jahres 1870 wurde sie als einzigartige Kostbarkeit wiederentdeckt, trotzdem die Malereien zu jener Zeit, nach so manchen Jahrhunderten, recht verstaubt und unansehnlich ausgesehen haben mögen. Damals nämlich, vor nunmehr gut hundert Jahren, kam Dr. Johann Rudolf Rahn (1841—1912), soeben erst zum außerordentlichen Professor für Kunstgeschichte an der Universität Zürich ernannt, mit einer Schar seiner Studenten nicht nur nach Rhäzüns, um dort die alten Wandmalereien der St. Georgs-Kapelle in Augenschein zu nehmen, er kam auch nach Zillis; denn den zünftigen Fachgelehrten waren diese uralten Gotteshäuser selbstverständlich seit langem schon geläufig. Am 7. Januar des folgenden Jahres hat Rahn dann in der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich «über den malerischen Schmuck der Kirche von Zillis und der St. Georgskapelle zu Rhäzüns» Bericht erstattet, und 1872 hat er die Ergeb-

nisse seiner Untersuchungen, soweit sie das Schamser Gotteshaus St. Martin betreffen, unter dem Titel «Die biblischen Deckengemälde in der Kirche von Zillis», mit vier Tafeln geschmückt, im Band XVII der Mitteilungen der genannten Gesellschaft zum Druck gebracht.

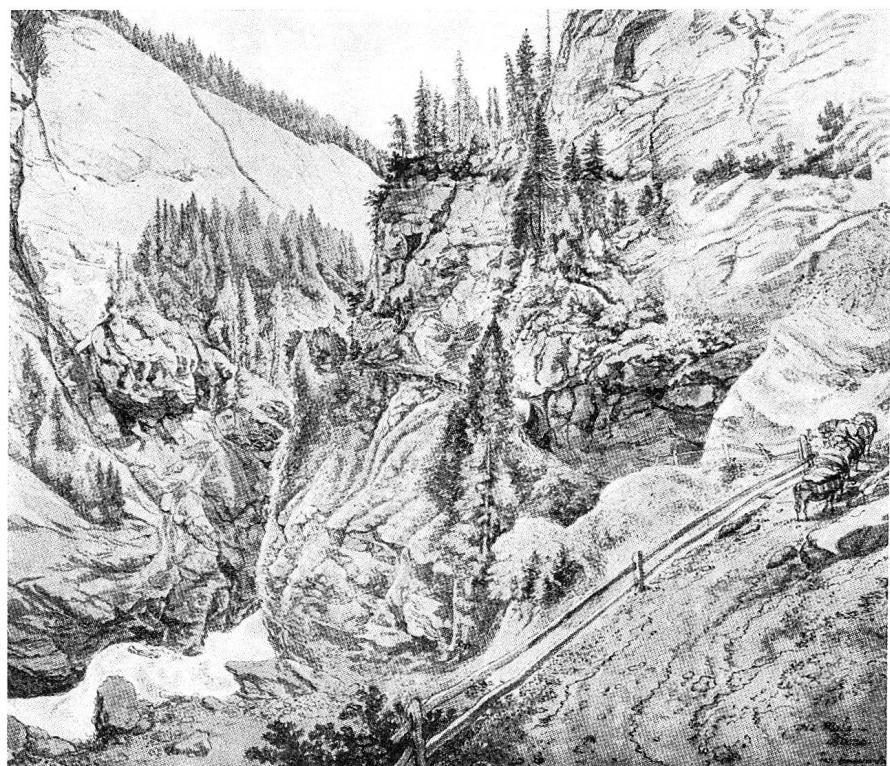
Die Paßfahrer im Mittelalter hatten allen Grund, vor Antritt ihrer Reise durch die Viamala-Schlucht zu beten und die Heiligen um Schutz anzurufen. Bis um das Jahr 1300 drang man hoch vom Berghügel Hohenrätiens her über die Carschenna hinab in die Schlucht und vermochte dann, unterhalb des Wiesenplans von Rongellen, leicht über den dort relativ zahmen Hinterrhein ans linke Ufer gelangen. Auf dem Maiensäß Carschenna, wo man erst vor wenigen Jahren auf einem abgeflachten Felsen völlig archaisch anmutende Felsritzungen entdeckte, verstreut über die Fläche eine Menge ineinander gelassener Kreise, aber auch primitive Tier- und Menschen darstellungen, welche, wie Hans Erb vermutet, «in die Jüngere Stein-, in die Bronze- oder vielleicht in die Eisenzeit zu datieren sind», flehte man in einer kleinen Kapelle, von welcher heute noch Überreste vorhanden sind,

St. Alban, den ersten Märtyrer Britanniens, der im 4. Jahrhundert hingerichtet wurde, um Beistand an. Am Ausgang der Schlucht so dann gingen die Gebete an den Heiligen Ambrosius, einen großen römischen Kirchenlehrer und Prediger, einst Statthalter in Oberitalien; im Jahre 397 ist er gestorben und hernach zum Schutzpatron Mailands erhoben worden; von dieser Kapelle «Sant Ambriesch», vorzeiten unterhalb Reischen bei Zillis, nahe dem Schluchteingang gelegen, ist jedoch kein Stein mehr geblieben.

II.

Ehe wir nun mit den versprochenen Reiseschilderungen beginnen, mögen ein paar Stellen aus einem frühen Reisebüchlein den Leser ergötzen.

Mitten im Dreißigjährigen Krieg hat der Basler Kupferstecher und Verleger Matthäus Merian der Ältere (1593—1650) in Frankfurt mit der Herausgabe seines großen geographischen Werkes «Topographie aller europäischen Länder» begonnen. Seine Söhne haben dann nach seinem Tode das Unternehmen fortgeführt. Zwischen 1642 und 1688 sind



Die Viamala
auf dem linken Rheinufer
Zeichnung von Jan Hackaert

insgesamt dreißig Bände erschienen, welche 2142 einzelne Ansichten und Darstellungen im Format 20:31 cm (darunter auch ein schönes Blatt von Chur) und dazu 92 Landkarten enthalten. Der erste all dieser Bände war die 1642 erschienene «Topographia Helvetiae, Rhaetiae et Valesiae». Die Beschreibung zu all den gestochenen Abbildungen «der fürnembsten Stätt und Plätz» wurde noch zu Merians des Ältern Zeiten, unter Zuhilfenahme der damals verfügbaren Literatur, besorgt von Martin Zeiller, einem gebürtigen Steiermärker. — Nun, dieser Zeiller hat obendrein Zeit gefunden, 1650 in Ulm ein Reisebüchlein an den Tag zu geben, eine Art Baedeker der damaligen Zeit, in welchem er u. a. köstlich ins einzelne gehend auch bekanntgibt, was der Wanderer weit von daheim auf seinen Fahrten dringend benötige und tunlichst mit sich zu führen habe. Es war damals die schlimme Zeit kurz nach Beendigung des Krieges. Hungern-des Bettlervolk, ausgediente Soldaten strolchten überall einher. Auf den Reisenden lauerten Heimsuchungen aller Art. So rät denn Zeiller dringend, vor der Abreise ein Testament zu machen und die Gläubiger auszuzahlen, «weil man wohl ausreiset, aber vielleicht nicht wieder heimkommt». Nachts in fremden Schlafkammern solle man unbedingt eine Bank oder dergleichen vor die (meist nicht verschließbare) Türe rücken und neben dem Bett den Degen bereithalten. Auch solle man sich's ja nicht einfallen lassen, ohne ein beglaubigtes Zeugnis, aus dem ersichtlich sei, daß man von einem seuchenfreien Orte herkomme, auf Reisen zu gehen; denn damals und lange schon herrschten allerorten Pest und Cholera. Bei Nacht zu reisen, fand Zeiller gar nicht ratsam, von wegen der Irrlichter, der Gespenster und der wilden Tiere. Bei der allfälligen Begegnung mit einem Bären möge man den Atem einziehen und sich totstellen. Ins Felleisen, sagt er, gehöre auch ein Gebets- und ein Gesangbuch, ferner ein Büchelchen zur Notierung von Namen und Adressen, ein Kalender, Papier, Tintenfaß und Streusand, Nadel und Zwirn. — Damit aber ist die Liste noch lange nicht zu Ende. Ein Perspectiv oder Fernglas

dünkt ihn höchst nützlich, worauf erst noch ein ganzer Katalog von Dingen folgt, die sich für das Wohlbefinden von Leuten unterwegs als sehr wünschenswert, ja unentbehrlich erwiesen, nämlich Augenbrillen gegen den Staub, Spiegel, Kreide, Räucher- und Wachskerzen, Petschaft, Messer samt Gäbelein, Kamm, Eßlöffel, Ohrlöfflein, Zahntörer, Kompaß, Sonnenweiser, Zeig- und Sandührlein, Quadrant, «item etwas von Gewürz, eingemachte Sachen, Öl, Hirschenunschlitt, Wachs, gemeiner Zucker, Rosenzucker, Pillen, etliche andere Arzneien wider das Schweißen aus der Nasen, Durchfluß und Stopfung des Leibes, Harnwinden, den Sod, den Wolf vom Reiten, Blasen an den Füßen, Erbrechen auf dem Meere, die Pest, Gift, böse Lüfte, Kopfweh, Bräune, Schlangen und Skorpione und wütenden Hundsbiss, Läuse und andere Zustände mehr».

III.

Dieser Zeiller'sche Reiseführer war lange in Gebrauch. Der Basler Kaufmann *Andreas Ryff*, der schon 1587 in Geschäften über den Gotthard gereist war und später dann sehr anschaulich auch von einem Ritt heimwärts über den Splügen berichtet hat, mußte sich freilich noch ohne Zeillers «Getreuen Reisegefert» behelfen. Er kehrte damals zurück aus den ennetbirgischen Vogteien, wo er im Auftrag der Tagsatzung die Jahresabrechnungen überprüft hatte. Sein denkwürdiger Ritt begann in Chiavenna. Die Wegverhältnisse in der Rofla und der Viamala, wie sie 1473 angelegt und seither sorglich unterhalten worden waren, sind darin ungemein einprägsam dargestellt.

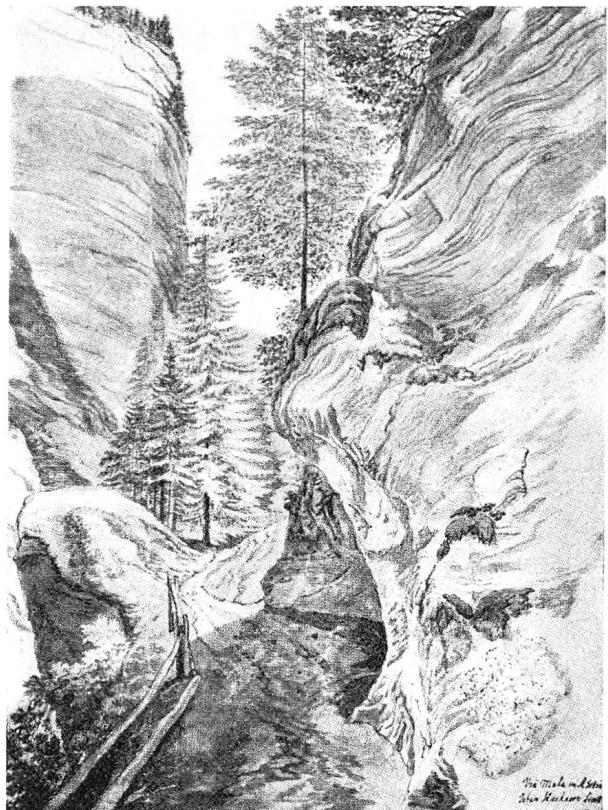
Von Cleven, wie damals Chiavenna stets genannt wurde, meldet Ryff:

«Das ligt ahn der fuossolen des wilden Spligenbergs. Ist ein böser sorglicher berg zuo reissen. Fir mein theil wolt ich lieber den Gothart zwei mol den disen ein mol reisen, nit allen von wegen der bösen stutzigen und hochen stalden und bergen enenvohr gegen Cleven, sondern hiedisent dem Spligenberg hat es uff dem hinderen Rih in der enge zwischen den engen hochen felsen gantz sorgliche von holtz gemachte stroßen, so ahn die felsen gekleibt sind, so do der lange nach gar hoch ob dem wasser des hinderen Rihns ahn der felsen kläben wie ein schwalmennäst an

einem trom, und sind nit breitter dan daß bloß ein soumroß passieren kan; wan dan einem die soumroß oder sonst reither entgegen koment, so hat man nit platz, ein pferd umbzuokhören oder onne gfohr uß dem weg zuowychen.»

Hiezu ein paar wenige, dem ein andern Leser vielleicht willkommene Wörterklärungen: fuossolen = Fuß-Sohle; mit stalden werden wohl die gähen Halden gemeint sein; schwalmennäst an einem trom = Schwalbennest an einem Balken; umbzuokhören = umzukehren.

Am 22. August des Jahres 1608 war der damals einunddreißigjährige *Thomas Coryate*, ein kauziger, von unbezwingerlicher Wanderlust beseelter Engländer, über den Splügen unterwegs. Tags zuvor hatte er mit dem reformierten Geistlichen *Joannes Curtabatus* in Chiavenna vergnügt einen ausgezeichneten Veltliner genehmigt, war dann talaufwärts gewandert und zur Nacht in einer Herberge in Campodolcino angekehrt, wo «ein freundlicher Landgeistlicher» ihm versicherte, er befindet sich nunmehr in einem Lande, «so ehrbar wie nur eines in der ganzen Christenheit»; es waren nämlich erst wenige Tage zuvor in der Gegend von Bergamo nicht weniger als dreißig Banditen festgenommen worden. Des Morgens um acht am andern Tag ist Coryate, der übrigens mit dem berühmten englischen Dramatiker Ben Jonson und auch mit Dr. Samuel Johnson befreundet war, dann zu seiner Paßwanderung aufgebrochen und elf Stunden später in Thusis angelangt. Für die Landschaft hatte er anscheinend wenig übrig, bemerkte lediglich, der Rhein fließe unterhalb des Ortes Splügen mit so reißender Geschwindigkeit, daß seine über steile Felsen herabfallenden Wasser durch einen Sprühregen alles in leichten Nebel hüllten. Im Schams sind ihm die mit Schindeln bedeckten Häuser mit ihren sehr kleinen Fenstern aufgefallen, die zahlreichen Burgen, die hölzernen Weingefäße, die dicken Tranchierbretter, «im Umfang so groß wie ein Käse in meiner Grafschaft Somerset». Er muß da auch mit Wohlgefallen Bindenfleisch, luftgetrocknetes Rindfleisch, das er übrigens «Martinifleisch» nennt, gekostet haben. Im übrigen tränken die Leute nicht Bier, sondern Wein, und das Essen sei gut und billig. Es sei auch die Verarbeitung des Hanfes



Die Viamala unter der Alp Sant Ambriesch
Zeichnung von Jan Hackaert

im Tale wohlentwickelt: «Sie ziehen viel Flachs, den sie auf geschickte Weise hecheln, nicht mit den Fingern wie wir in England, sondern mit eigens für den Zweck bestimmten Werkzeugen aus Holz».

Nach fünf Monaten Abwesenheit ist Coryate am 3. Oktober wieder in seiner Heimat eingetroffen, hat Anno Domini 1611 dann die Erlebnisse seiner «Venedig- und Rheinfahrt» niedergelegt in einem Buche mit dem sonderbaren Titel «Crudities», was ungefähr so viel heißen will wie Bröckchen oder Häppchen. Das Buch ist in englischer Sprache dann nochmals 1756 und letztmals 1905 erschienen. Wesentliche Auszüge daraus, aus dem Originaltext von 1611 verdeutscht, sind in einer von Hans E. Adler besorgten Ausgabe des kurzweiligen Werkes erst 1970 im Steingrüben-Verlag in Stuttgart erschienen. 1612 ist der unersättliche Reisende Coryate dann über Palästina und Konstantinopel zu einer manches Jahr dauernden Reise nach Indien aufgebrochen, und dort, in der Hafenstadt Surat, be-

reits auf der Rückreise begriffen, ist er irgendwann im Jahre 1617 an der Ruhr zugrunde gegangen.

Im gleichen Jahre 1608, im Mai, haben ein paar vornehme junge Zürcher Patrizier, einer von ihnen dem alteingebürgerten Geschlechte der Wolf, ein anderer dem der Grebel zugehörig, den venezianischen Gesandten Giovanni Battista Padavino aus der Limmatstadt nach Venedig begleitet. In Thusis und in Splügen ward übernachtet. Ihrer einer, Gerald Grebel, hat berichtet, wie sie damals auf gemieteten Saumrossen bei anhaltendem Schneee und Regenwetter mit einheimischen Führern, welche immer wieder den Pfad freizuschaufern hatten, den Splügen hinanritten:

«Von dem Dorff Splüga, zu den Rhetiern in den Oberen Pundt gehörig, hept an der groß, hoch, gech und ruche Berg, auch Splügen oder Speluca genannt, welicher obenhar noch mit tieffem Schnee bedeckt war. Denselben ritten wir uff mit Saumrossen, als die des Wegs baß gewohnnet; bruchtend auch Männer, so mit Schuflen uns den Weg bereitend. Nüt desto weniger giengend unßer Roß tieff in dem Schnee, bestäckend bißwylen darinnen, daß man sy mit Arbeit widerumb heruß ziechen mußt, welches dann ein langsame Bestygung dißes Bergs verursachet. Zu dißerem schlug auch ein rucher kalter Wind und scharpfer Risel; so wehet solcher Wind uns nit allein den Risel ins Angesicht, sondern bließ uff der Höche oder Gipfel des Bergs ohn Underlaß so krefftig und starck, daß sich einer mit Gwalt darwider zu setzen hat. Nachdem wir nun dißen Berg mit Müy erstigen, thatend wir in einer schlechten Herberg, so ein eintzig Huß oben uff dem Berg ist, einen Uß-Spann und erquicktend uns mit dem, so wir da fundend, namblich Brot, Keß und geringem Wyn, anders hattend wir da nit zu verhoffen; daruff mußtend wir noch einen zimblichen Weg uff der Höche im Schnee ryten, biß wir volgents uff der anderen Syten den Berg widerumb herab zu stygen begundtend, welches dann ein gäche und langwirrige Tieffe ist —.» In Campodolcino hat dann der Reisetrupp lange vergeblich auf eine Wetterbesserung gewartet, und so «rucktend wir in strängem Ragenwätter for, biß wir endtlich noch diß Tags das Stättlin Cläven erreicht, allda wir über Nacht geblichen».

IV.

Einige Jahrzehnte später ist der anglikanische Theologe und Geschichtsschreiber *Gilbert Burnet* (1643—1715) durch die Viamala gereist. Er hatte sich schon mit bloßen 14

Jahren den Titel eines maître des arts und mit 18 den Doktorhut erworben und war ab 1689 Bischof von Salisbury. Er war dreimal verheiratet, ein vermutlich recht eigenwilliger Herr. Als Katholikenfeind sah er sich während der kurzen Regierungszeit des streng katholischen Königs Jakob II. — er residierte nur von 1685 bis 1688 — genötigt, außer Landes zu gehn. Diese Zeit der Emigration nutzte er vorerst dazu, sich in Helvetien umzusehen. In seinem schon 1686 in Rotterdam und 1688 in Leipzig dann auch deutsch erschienenen Opus «Reise durch die Schweiz —» berichtet er sehr ausführlich vorerst über Bern und Zürich. Im September 1685 sodann weilte er volle zehn Tage in Chur, anscheinend zu recht ungnädiger Zeit, denn einmal habe es sogar geschneit. Mit dem damaligen Bischof hat der gebürtige Schotte damals recht streitbare Gespräche geführt, habe unter anderm eindringlich versucht, ihm die einfältigen Fabeln vom Heiligen Lucius und dessen Schwester Ementia auszureden, was ihm jedoch nicht gelungen sei. «Der gemeine Mann ist sehr arm», schreibt er, «was aber sonst einige daselbst wohnende Personen betrifft / die ich gekannt / so giebt man gewiß für / daß sie über hundert tausend Thaler im Vermögen haben. Wie denn unter andern Hr. Schovestein (Schauenstein) mehr denn Eilffmahl hundert tausend Pfund im Vermögen haben soll. Allermaßen er für den allerreichsten daselbst unstreitig gehalten wird. —» Das Volk bezeichnet er als «erschröcklich auf seine Freyheit erpicht», und mehrmals betont er, es seien nirgendwo Bettler zu treffen. Die Wirte und Gastgeber hingegen schildert er als «gantz unersättlich / weil sie die Reisenden schinden und denen Fremden gleichsam das Fell über die Ohren ziehen». Im übrigen sei jedermann daselbst sehr höflich und fremde Leute würden «in sonderbaren Ehren gehalten». Ihn dünkte, es seien «die Einwohner in dem Graubündnerland eines viel lebhafftern und mehr Feuerführenden Geistes / als die andere Schweizer; woraus zu spüren: das sie schon Antheil an der Jtaliänischen Lufft und dessen Climate haben müssen».

Von der rätischen Hauptstadt aus ist er dann über Thusis in die Viamala gereist.

«Von Cur reiseten wir ferner nach Tassane / und kamen auf den Weg / welcher mit gutem Recht via mala der schlimme Weg genennet wird. Dieser Weg flichtet sich zwischen zweyen Felsen / worbey der Rhein vorbey und meistentheils unter der Erden tiefen Grund hinweg fleust. Der Weg ist an einigen Orten in den Felsen eingehauen / an andern Orten aber / da der Felsen nicht nachgiebt / ist nur eine hölzerne Brücke / so mit Bretern und Erde etwas bedecket. Auff diesen schlimmen und ungebähnnten Wege bringet man eine gantze Stunde zu / und kömmt darauff bald ein anderer sehr schöner und annehmlicher / an welchem zwey schöne Dörffer gelegen / worinnen man gute Bequemlichkeit findet —.»

Splügen schildert Gilbert Burnet als ein großes Dorf mit etwa zweihundert Feuerstätten; es würden da, habe man ihn belehrt, täglich mehr als zweihundert Pferde passieren, und die Einwohner seien in der Lage, an die fünfhundert Pferde zu vermieten. Auf der Nordseite seien sie «wegen der kalten Lufft fast halb erfroren»; jenseits des Bernhardins habe dann wohlige Wärme sie empfangen. Burnet hat in hochinteressanter Weise auch den Untergang von Plurs beschrieben.

Übrigens hat dem schottischen Prälaten der Veltliner ganz vortrefflich geschmeckt. Den besten habe er bei einer Madame Salis in Chiavenna zu trinken bekommen; der sei so kräftig gewesen, daß man ihn nur löffelweise habe einnehmen können. Es hätten ihn diese Salis überhaupt großartig bewirtet, vor allem mit ausgezeichneten Fischen. Die Verwaltung der italienischen Vogteien durch die Bündner fand Burnet musterhaft, merkt auch an, die bedeutendsten Bankiers in der Lombardie seien Bündner; wenn sie reich geworden jedoch, ziehe die Sehnsucht sie wieder heim zu ihren Bergen, deren bloßer Anblick einen andern mit Grausen erfüllen könne.

V.

Sonderbar knapp äußert sich der berühmte Zürcher Naturforscher *Johann Jacob Scheuchzer* (1672—1733) in seiner Sechsten Bergreise, welche ihn durch die Viamala über den Bernhardin führte. Er hatte damals, im Jahre 1707, vorerst neun Tage lang zur Kur in Pfäfers ge-

weilt und war dann gegen Ende Juli in Gesellschaft seines Freundes, des «berühmten Hrn. Jacob Hermann von Basel, welcher nach Padua verreiße, die Professor-Stelle in der Mathematic anzunehmen», zu besagter Bergfahrt aufgebrochen. In Thusis, das er «ein berühmtes Städtgen» nennt, erwähnt er als Zierde des Orts «das hochadeliche Geschlecht von Rosenroll, welchen das alte und feste Schloß Baldenstein an dem Zusammenfluß des Rheyns und der Albul gelegen, zugehört». Er vermochte dann den «Hrn. Rudolf von Rosenroll, welcher Vicarius des Veltleins ist, und neulich Abgesandter des Grauen Bundes, zur Erneuerung der Bündniß zwischen der Pündnerischen Republic und dem Stand Zürich, war», dazu zu bewegen, quasi an seiner Statt den Beverin, «den hohen Berg Spitz-Beuverin», zu besteigen und dort oben Messungen vorzunehmen, und erwähnt: «Unser Beobachter hat gegen Morgen und Mitternacht hin fünf Reihen hintereinanderstehender Berge gesehen, davon die lezte zu dem Bezirck der Grafschaft Tyrol gehört, aus welchem allein leicht zu schließen ist, wie sehr dieser Berg über die andere erhöhet ist.»

Dann fährt er in lakonischer Kürze fort: «Heute giengen wir durch die Via mala, an deren Anfang das Dorff Romaglia, und am Ende eine steinerne Brücke über den Rheyn ist. Hier gehet man in das Schamser-Thal, (Vallis sexamniensis) welches also genannt wird, entweder von den sechs kleinen Flüssen (sex Amnes) welche in diesem Thal in den Rheyn fließen, oder von Sassam, welches einen Felsen bedeutet.» Worauf er geltend macht, Sprecher, im sechsten Buch seiner Rhätischen Chronik, bestehে deshalb darauf, daß dieses Tal «in den Land-Charten Stein-Thal (Vallis Lapidaria) genannt werde». — Nun, der Ausdruck Lapidaria für irgendwelch bestimmten Ort im Schams, Zillis vermutlich, existiert bereits auf der sogenannten Peutingerschen Karte, der Wegkarte des Geographen Castorius, einem hochinteressanten Itinerarium aus der Römerzeit, das zwar nicht im Original, jedoch in einer wertvollen alten Kopie auf uns gekommen ist. Dr. Leo Weisz in seinem groß-

artigen Werk «Die Schweiz auf alten Karten», erstmals 1945, in zweiter Auflage 1971 erschienen im Verlag der Neuen Zürcher Zeitung, berichtet darüber, diese für Truppenmärsche, zuhanden auch von Verwaltungsbeamten und reisenden Kaufleuten gedachte Wegkarte sei vermutlich um 365 n. Chr. von dem Römer Castorius auf Grund verschiedener Reisewegberechnungen konstruiert worden. Es sind darauf in der Tat die Distanzen zwischen markanten Orten erstaunlich genau in römischen Meilen, will sagen 1,5 km oder einer Viertelstunde-Wegmaß angegeben. Die genannte, vermutlich im 13. Jahrhundert entstandene Kopie, aufbewahrt in der Wiener Hofbibliothek, sei 1507 in den Besitz des Augsburger Ratschreibers Konrad Peutinger gelangt und habe sich später vorgefunden im Nachlaß des Prinzen Eugen. Leo Weisz schreibt: «Auf einer Rolle von 7,5 m Länge und 34 cm Höhe wurden darin die Straßen des römischen Reiches, mit genauen Angaben über die Entfernung der Stationen voneinander, aufgezeichnet. Daneben werden auch die Länder, Provinzen, Flüsse, große Wälder und Gebirge zur Anschauung gebracht —.» Dr. oec. publ. Leo Weisz, der am Heiligen Abend des Jahres 1966 in seinem 81. Lebensjahr in Zürich gestorben ist, war aus Siebenbürgen gebürtig, doktorierte 1914 als Forstingenieur in Zürich und ließ sich nach dem ersten Weltkrieg, den er als Offizier der k. k. österreichisch-ungarischen Armee mitgemacht hatte, ganz in seiner Wahl-Stadt Zürich nieder. Er hat sich als Erforscher unseres Landes, insbesondere auch ihrer Wirtschaftsgeschichte, mit einer Reihe großartiger Quellenpublikationen hervorgetan. In seinem oben angeführten Atlaswerk ist ein Streifen der Peutingerschen Karte abgebildet, auf dem der Ort Lapidaria im Schams deutlich auszumachen ist.

Was nun Scheuchzer betrifft, so hat er damals mit seinem Reisegefährten in Andeer zu Mittag gegessen und dann seinen Weg fortgesetzt «durch sehr schlimme Wege» nach Splügen, Medels, Nufenen und Hinterrhein und endlich bis ganz hinten ins Tal, wo er den

Gletscherabsturz zeichnete, aus dem der Hinterrhein entspringt. Sprecher übrigens erwähne, «daß daselbst an dem Ursprung des Rheyns noch Überbleibseln von einer alten Capelle seyen, welche den Nymfen vorzeiten gewidmet war». Auch Nicolin Sererhard berichtet von dieser Kapelle. Im Juli 1711, «als das Capitel im Schams gewesen», habe er sich drei Tage lang bei seinem Vetter, damals Pfarrer von Hinterrhein, aufgehalten. Den Gletscher ganz hinten im Tal beschreibt er als «ein recht gräulicher felsenhoher Gletscher oder Firn, der um die Gipfel der Gebirge sich acht Stunden weit in die Breite erstrecken soll, und der seine überaus hoche perpendiculare Eiswand samt denen entsetzlichen Gletscher-Spälten von blauem gleichsam verkristallisierten Eis recta gegen dem Dörlein präsentirt, also daß einer, der des Lands nicht gewohnet, nicht wohl ohne Grausen seine Augen aufheben und dorthin sehen darf», worauf er fortfährt: «Under disem gräßlichen Gletscher entspringt der einte Arm des berühmten Rhein-Flusses, der hindere Rhein genant.» Und weiter:

«Ganz nache bey diesem Ursprung am Gletscher zu stuhnde vor uralten Zeiten eine Kapellen, den heidnischen Göttinen zu Ehren erbauen. Aus dieser Kapellen soll noch die kleinere Glocke im Kirchenthurn beym hindern Rhein herkommen. Nachgehends ist diese Kapell in ein Eremitage verwandelt worden, masen vor der Reformation zwei Waldbrüder alldorten über Jahr ihr Aufenthalt gehabt, die man im Herbst mit aller Nothwendigkeit versehen müssen, und die sich Winterszeit zum öftern underschneyen lassen», was wohl heißen will, es sei ihre winzige Einsiedelei öfters von Schnee vollständig zudeckt gewesen. Sererhard erwähnt dann weiter, in dem kleinen wilden Dörlein Hinterrhein sei «die Saumfahrt der meisten Männer tägliche Übung, wie auch viler andern Rheinaldern, daher hat der Pfarrer die mehrere Jahreszeit kaum sechs bis acht Männer in seinem auditorio. Die übrigen sind auf den Straßen». Auch von den Walsern, welche 1274 im Rheinwald angesiedelt wurden, hat Seret-

hard einiges gehört. Ein Freiheitsbrief aus der Zeit der Freiherren von Vaz erwähnt 23 Siedler: einen aus Brig, fünf vom Simplon, neun aus dem Formazza-Tal, das durch den Griespaß mit dem Ober-Wallis zusammenhängt, einen aus dem Valle Maggia —. Das Land überließ man ihnen als Erblehen, gewährte ihnen zinslos fünfzehn Jahre Zeit zur Rodung und Urbarmachung und bot die Männer allenfalls zu Kriegsdiensten auf. Sie waren äußerst genügsam, tüchtig und auf Unabhängigkeit aus. Sererhard hatte offenbar nur ungenaue Kunde von ihnen. Er sagt, der Rheinwalder-Dialekt gleiche dem der Davoser oder Oberwalliser: «Man gibt vor, die ersten Einwohner dieser Orte seyen auch Lepontier oder Oberwalliser gewesen, welche in den uralten Zeiten von den Römern dahin gesetzt worden, eigentlich um des Passes willen, damit sie als harte Leuth, die der scharfen rohen Lüften vor andern aus gewohnet, die Landstraßen in Italien unterhalten.» Man sieht, seine Kenntnis und zweifellos auch die seines pfarrherrlichen Vetters erwiesen sich in bezug auf das Rheinwald und seine erste Besiedlung durch die Walser als recht konfus.

Und nun Scheuchzers Exkursion zuallerhinterst ins Tal, wohin nur sehr selten Reisende vorgedrungen sein mögen. Von Hinterrhein aus pflegten sie nämlich meist ungesäumt die alte Rheinbrücke zu überqueren und dann stracks den St. Bernhardsberg zu erklimmen. Die beiden gelehrten Herren in ihrem Erkenntnisdrang jedoch scheuteten den weiten Weg nicht, sind hernach zurückgekehrt, haben in Hinterrhein, wo notabene heutzutage auch nicht mehr das kleinste Wirtschaftchen anzutreffen ist, übernachtet und haben den Weg über den Bernhardin und hinab ins Misox erst andern Tags unter die Füße genommen. Mehr als alles andere scheinen ihnen übrigens an den Berglehnen des hintersten Rheinwald die Bergamasker Schafhirten Eindruck gemacht zu haben.

Scheuchzer schreibt: «Von dem Dorff zum Hintern-Rheyn rechnet man drey Stunden bis zum Ursprung des Rheyns. Der erste halbe Theil von dieser Weite ist eben, angenehm, und geht durch fette Alpen, der andre halbe Theil aber ist rauh und bergicht. Wir

bestiegen die Hügel der rechten Seite auf die Alpen zum Port genannt, welche den Bergamasker Schafen zur Weyde dienen. Die Jtalienische Schafhirten, welche alle Jahr etliche tausend Schafe hieher treiben, (woran sie den Pündtnern große Mieth-Zinse bezahlen) führen hier ein sehr einfältiges und elendes Leben. Ihre Speise ist ein Brey von Wasser und Reismehl, das Fleisch von den entweder todtgefallenen oder durch Krankheit gestorbenen Schafen. Das beste, das man in diesem einsamen Winckel haben kan, ist der Schaf-Ziger, von welchem wir auch was gekostet und gefunden haben, daß er weit zärter und schmackhafter ist, als der Kühe- und Geiß-Käs. Die Käse werden in Jtalien verführt. Die Wohnungen dieser Hirten sind sechs-schühige Hütten, welche an einen Felsen von unordentlich aufeinander gelegten Steinen aufgebauet, und mit Schiefer-Steinen oder Ziegeln etwas bedeckt sind. Das Bett ist von weichem Heu mit einer dünnen Decke; im übrigen ist alles garstig und abscheulich genug, wie es die Beschaffenheit des Ortes mitbringt. — Nachdem wir die Eiβ-Hügel, da der hintere Rheyn seinen ersten Ursprung hat, abgezeichnet hatten, kehrten wir wieder in das Dorff zum Hintern-Rhein zurück —.»

Zu wissen, daß der unerbittlich nüchterne Zürcher Naturforscher Scheuchzer und der treuherzige *Nicolin Sererhard* sich damals, in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts, im Abstand von bloßen vier Jahren im Rheinwald aufgehalten haben, der Zürcher im Alter von 35, Sererhard, damals bereits Pfarrer in Malix, mit bloßen 22 Jahren, hat seinen Reiz.

Sererhard hat sich in seiner «Einfalten Delination —» des Jahres 1742, welche Conradin v. Moor 1872 erstmals zum Druck brachte, natürlich auch über die Viamala ausgesprochen. Zweifellos war ihm bekannt, daß in den Jahren 1738 und 1739 der Davoser Christian Wildener die Schlucht mit zwei nahe beieinander gelegenen, kühn gewölbten Steinbrücken überspannt hatte und der Weg durch die Viamala damals allerorten ausgebessert worden war. Auf Einzelheiten läßt er sich nicht ein, schreibt jedoch:

«Vor Jahren aber hat man durch Anwendung vieler Unkosten und Sprengung vieler Felsen die Landstraße durch Viamala, oder das enge rauche gräßliche Felsen-Thal hinein gemacht bis in Schamß. Dieses enge Thal hat auf beiden Seiten ganz gäche wolkenhoche Felsen neben sich, unter sich fließt der Rhein durch eine ungeheure tiefe Kluft hinunter, gegen Thusis, da die Felsen an theils Orten zusammen ragen, und beynache an einandern stoßen, daß

man nichts vom Rhein sehen mag, an theils Orten machen sie auch eine Öffnung, daß man in einen entsetzlichen abyßum hinundersehen kan, wie der Rhein mit seinem Anputschen an die engen Felsen einen weißen Schaum zeiget, und einen Wasserstaub von sich wirft. Man kan nicht wohl ohne Grausen und Schwindel durch diese Felsenklüfte hinundersehen —»

Einer übrigens, der sich erwiesenermaßen ebenfalls bis zuhinterst ins Rheinwald bemühte, war der Gebirgsforscher Johann Konrad Escher (24. August 1767—9. März 1823), der nachmalige Schöpfer des Linthwerks, dem die Zürcher Regierung dann ein Vierteljahr nach seinem Tode zusamt seinen männlichen Nachkommen den Ehrennamen Escher-von der Linth verlieh. Er war ein nimmermüder Mineraliensammler und großer Wanderer und hat — nachdem er am Vortag von Riva am Comersee über Chiavenna und den Splügen nach einem etwa dreizehnstündigen Fußmarsch in Hinterrhein angekommen war — am Morgen des 18. Augusts 1793 am Rheinwaldgletscher «eine Menge Gebirgsarten» behändigt, wanderte dann noch gleichen Tags über den Valserberg bis Ilanz und am 19. von dort bis nach Schwanden im Glarnerland, wo er sich bei seinem Freund und Gesinnungsgenossen, dem Pfarrer Steinmüller, angesagt hatte. Auch er pflegte gleich Scheuchzer zahlreiche Gebirgsansichten und Panoramen zu zeichnen, habe ihrer etwa 900 hinterlassen und etwa 10 000 sorgfältig beschriftete Steine. Über seine Ausdauer als Wanderer erzählte man sich Sagenhaftes; einmal soll er den ungefähr zweiundzwanzigstündigen Weg von Bern nach Zürich über Sursee in *einem* Tag zurückgelegt haben.

VI.

In den Jahren 1781 und 1783 hat *Belsazar Hacquet* (1739—1815) weite Forschungsreisen in den Alpen unternommen und erwanderte dabei einläßlich auch das Bündnerland. Er war Geologe, Mineraloge und Botaniker, verfaßte große Reisewerke und auch eine Autobiographie. Seine Viamala-Beschreibung steht in dem 1785 in Leipzig erschienenen Opus: «Physikalisch-politische Reise aus den Dinari-schen durch die Julischen, Carnischen, Rhäti-

schen in die Norischen Alpen». Er stieg vom Oberengadin her über den Septimer und die Forcellina hinunter nach Juf, interessierte sich für die damals im Avers und im Schams noch in Blüte stehenden Bergwerke, erkundete das Rheinwald und wandte sich dann talauswärts ins Domleschg. Hacquet hat mit bedeutenden Naturforschern seiner Zeit in Briefwechsel gestanden, ein umfassend gebildeter Mann, der sich auch für Volkskunde und Staatswissenschaft interessierte. Georg Jakob hat 1930 in München eine Auswahl seiner Werke und einleitend auch ein Lebensbild von diesem markanten Gelehrten veröffentlicht. — Seine Wanderung durch den «bösen Weg» schildert er folgendermaßen:

«— Hier kam ich zu dem Weg des Schrökens oder nach der Landart Friamala, welches Via mala heißen soll. Dieser Weg war für mich weder des Schrökens noch unbequem, indem ich selten einen so guten zurückgelegt hatte; indessen ist er immer für jene, die solche Wege nicht gewohnt sind, nicht gleichgültig. Man stelle sich am Rand eines jähnen Absturzes von 200 und 300 Schuh Höhe an einen schmalen, in Schieferfelsen eingehauenen Weg, so ist nicht zu zweifeln, daß nicht manchem der Schwindel ankommen mag, und obgleich der Weg ein wenig eingefäßt ist, so wird man doch solches bei hohem Schnee nicht gewahr. In dieser Schlucht oder Bergenge, welche manchmal nur einige Lachter Breite hat, fließt der Rhein, bald sichtbar, bald unsichtbar; gar oft glaubte ich von diesem Fluß sehr weit entfernt zu sein, wo ich ihn unter meinen Füßen hatte, so verborgen und still floß er unter den Felsen weg, wo er vorher so tumultuarisch über solche sich stürzte. Hier kamen die beiden Gebirge immer näher zusammen, obgleich der Fluß immer tiefer in die Gypsberge einschnitt; bei dieser Annäherung der Berge hat man eine Brücke geführt, welche aus einem einzigen gewölbten Bogen besteht und in der Tat viel Kühnheit zur Ausführung erfordert hat. Diese Brücke ist 8 Lachter lang und ein paar breit, aber die Höhe mag wohl alle bis itzo bekannten Brücken in Europa übertreffen. Die sogenannte Teufelsbrücke auf dem Gotthardsberg hat nicht mehr als 12 Lachter oder gegen 70 Fuß Höhe bis zum Wasser, wo hingegen die hier angeführte Brücke 250 Schuh senkrechter Höhe nach Abmessung der dortigen Einwohner bis zum Wasserschlunde, welcher hier in der Tiefe nur 3 Schuh breit ist, haben soll. Eine Höhe, wenn sie auch um ein Fünftel in der Angabe übertrieben wäre, wie es mir doch nach dem Augenmaß nicht gescheinen hat, so ist sie doch noch immer so beträchtlich, daß es einen wundern muß, daß davon nie eine Meldung gemacht worden. —

Nicht weit von dieser letzterwähnten Brücke kommt eine zweite, welche den Reisenden wieder auf die andere Seite führt, und eben aus einem gemauerten Bogen wie die erstere besteht —.»

Am 22. September 1790 ist ein fünfundzwanzigjähriger Musensohn durch das Hinterrheintal gezogen, der von seinen Eindrücken emphatisch Kunde gab: zwei Jahre später, im Oktober 1792, hat er sie unter dem Titel «Fragmente aus den Tagebüchern einer Reise nach der Schweiz» ins «Deutsche Magazin» einrücken lassen.

Ihr Verfasser, *Adam Gottlob Detlev, Graf von Moltke* (1765—1843), entstammte der sog. dänischen Linie des uralten mecklenburgischen Adelsgeschlechts. 1805 hat er in Zürich eine Sammlung «Oden» und im Jahre darauf ein Bändchen «Gedichte» publiziert. In reiferen Jahren machte er sich insbesondere verdient um die Anliegen der schleswig-holsteinischen Ritterschaft.

Von seiner Wanderung durch die Viamala hat er nachträglich eine ganz ungewöhnlich einläßliche Schilderung hinterlassen.

«Unvorbereitet kam ich mitten in ihre Schrecken», meldet er. «Ich war den Splügen, einen Berg hoch wie der große St.Bernhard, niedergestiegen; hinter mir lag das Rheinwald an seinem Fuß. Ich stand jetzt am Ende dieses Waldes, war am Anfang der Viamala. Zwar hatte mir auch der Rheinwald Erstgebürt von Wundern der Natur gezeigt. In seinem Dunkel leuchtete der Rhein, in dessen Sprudelschaume Räume, Felsen und Gesträuch in einander verschlungen, emporstrebten. Auch hier war Krieg! Aber seine Schrecken verschwanden mir, als ich in dem ebenen Tal von Schams, das zwischen dem Rheinwald und der Via Mala in der Mitte liegt, die Sonne von Hügel zu Hügel hüpfen sah; sah, wie das weiche Grün, dessen Spitzen hie und da der Herbst schon zu bleichen anfing, noch immer im kräftigen Bestreben zu wachsen war; wie es besonders, mit einem lebhaften Frühlingsgrün, an den gaukelnden Wellen des Rheins, von dem nicht tobenden, aber noch immer reißenden Flusse, Schonung erbat. — Aber mich rief jetzt die Sonne zum Aufbruch. Sie ruhte glühend auf einem der Schneeberge, die weit über das Tal hinaussehen. Schon war es Abend und kühl; ich machte mich auf, nahm meinen Bergstab in die Hand — und betrat die grausende Mala. Sie fordert drei Stunden vom Wanderer, und jede Minute ist in ihr eine schreckliche Ewigkeit; Felsen, deren ich keine ähnliche sah; Wasser, die vielleicht die Natur nur ein-

mal und zwar hier bildete; Dunkel der Chaos-Nacht, das bald sich selbst zu fliehen schien, bald starr ruhete als die undurchdringlichste aller aus fernen Welten geflohenen Nächte. Doch ich wage eine nähere Beschreibung.

Drei Brücken machen auf diesem Weg drei Ruhepunkte; sie sind sozusagen die Losungsknoten der drei Auftritte dieses Natur-Drama. Auf allen dreien weilet der Wanderer. Mächtig in sich selbst sucht er alle Kräfte auf, um die Erschütterungen, die er bis zu jedweder von ihnen empfangen hat, zu seinem Eigentum zu machen; aber auch um den kommenden Auftritten, die sich an sie mit neuem Geist heranwirbeln, nicht zu unterliegen. Hier stand ich nun am Eingange der dunklen Via auf der ersten Brücke. Unter mir wütete furchtbar der Rhein. Wenn am Horizont Wolken mit Ungewitter beladen, aber zum allgemeinen Weltsturm noch nicht reif, übereinander sich wälzend, und aneinander mit fürchterlicher Schwere daher ziehen, so sind sie ein ziemlich getreues Bild der ehernen, von eigener Last des Wassers schwer stürmenden Wasserwogen dieses gewaltigen Flusses. Er donnert unter dieser Brücke, als wenn er das Felsen- und Gebigsheer der Schweiz zum Anschauen der großen Auftritte herbeiriete. — Von dieser Brücke geht der Weg, schmal wie der Gotthardsweg, aber nicht so steil, tiefer in die Talfkuft, die so enge wird, daß man immer befürchtet, der Abgrund werde uns verschlingen. Die Felsen hier gehören zu einer unbekannten Welt; die Schatten der Wälder scheinen sich in der chaotischen Finsternis zu verlieren und angstvoll sich aufzusuchen. In Felsen schließen sich jetzt Felsen hinein. Nicht über, sondern tief in die Felswände, die wie erstarnte Meereswellen herüber hängen. Unten heult tausendfacher Tod aus dem Abgrund; mehr als einmal fühlt, greift man nach sich selbst, so sehr vernichtet ist beinahe alle Existenz. Wohin? ruft es in dem Innersten der geängstigten Seele — da hat der Wanderer die zweite Brücke, die mittelste der Via Mala, erreicht.

Das Südende dieser Brücke ruhet auf einem Felsen, der in einer schiefen Glätte, vom Himmel, beinahe ohne Baum, kahl, ohne Vegetation, in die Unterwelt hinunter stürzt; und seine nackte Höhe von den Wolken bis zur Brücke rechne ich (trägt mich mein Auge nicht) auf 1500 Fuß, halbmal also höher als der Felsenberg, von dem der Staubbach in das Lauterbrunnental herunterperlt. Aber die fürchterliche Tiefe, über der die Brücke wie schwebet, dieser Felsen ihre eine Stütze, und der andere an der Nordseite fürchterlicher noch womöglich und dunkler! Lange stand ich, und sann und wußte nicht was es wäre, daß mein Innerstes so durchwühlte: Ob es die schwindelnde Höhe der Felsenkolossen, oder die grausende Tiefe des Höllenabgrundes wäre? Ob die alles bedeckende Finsternis dieses Abgrundes, oder die Kühnheit, die Verwegigkeit, der Trotz des Menschen, der diese

Brücke gewagt hatte? Aber ich sann und sann umsonst; es war Welle auf Welle der Wunder, auf die ich getrieben ward. Sie warfen mich, trieben mich hin — bald hier bald dort, bis ich endlich wie angefesselt nur den Rhein sah, und den Rhein hörte. In dem tiefen Abgrund kochte er Milchschaum zwischen düsteren Felsen, wie die Milchstraße wenn sie zwischen grauen Nachtwolken strömt. Doch nicht dies Kochen war sein Wunder, sondern daß ein wilder gebietender Strom, der kurz vorher eine Breite von ungefähr sechs Minuten zur Überfahrt hatte, jetzt in der Höllentiefe so eingeschlossen ward, daß eine Heuschrecke darüber gesprungen wäre.

— Kein Rheinfall, kein Reichenbach, kein Aarfall stürzt so die Wasser, wie hier der Rhein sein Wasser treibt. Die Wasser, die mit dem Strom kommen, scheinen von den schon vorangeschickten wieder zurückgetrieben zu werden — aber die ersten eilen, stürzen, treiben, jagen — der ganze Strom schießt, als wenn er in den Schlund des mitternächtlichen Pols hinabstürzte. Und doch — wo bleiben diese Wasser? Man tobt — wütet mit ihnen — mit ihnen sucht man einen Ausgang, und findet ihn — wie sie — zu seiner Linken. Aber wie? Es ist ein Wolkensturz der Wasser — sie sind in gärendem Schaum, als wenn die Eingeweide der innersten Erde wirbelnd in ihnen kochten. Auf einen Augenblick sind die in dieser Talkluft in einander wühlenden, über einander stürzenden Felsenkörper zurückgewichen. Man sieht wieder Wolken des Himmels; an ihnen will man sich in diesem Strudel von Schrecken heften — aber schon verschwinden sie — die Felsen weichen einen Augenblick, um desto gewaltsamer ineinander zu stürzen. Vor ihrem Zusammensturz steht der Rhein, ein ragender Wasserb erg; Welle auf Welle, Woge auf Woge, Strom auf Strom häuft sich auf ihm, bis er endlich in der Wut seiner eigenen Schwere in den engen Abgrund der Felsen niederstürzt, unter ihren acherontischen Wölbungen donnert, und wie eine steigende Flamme hie und da aus ihrem Dunkel blitzt..»

Man sieht, der junge Romantiker verfügte über eine bemerkenswerte Gestaltungskraft.

VIII.

Jahrzehnte später ist dann auch der berühmteste aller Abkömmlinge dieser schon im 13. Jahrhundert genannten Familie durch die Viamala gereist: der preußische General-Feldmarschall *Graf Helmuth von Moltke* (1800—1891). Seinen hohen militärischen Rang erhielt er 1871, nachdem er im Jahre zuvor von Wilhelm I. in den erblichen Grafenstand erhoben worden war. Schon 1866 hatte er — damals vermutlich in Gesellschaft seiner sehr viel

jüngeren Frau — in Ragaz die Kur gebraucht. Viele Jahre darnach, 1882, nachdem er schon längst Witwer geworden war, hat er sich mit seiner Schwester Guste und deren Sohn in Zürich getroffen. Am 27. April genannten Jahres schilderte er vom Hotel «Hof Ragaz» aus seinem Neffen die abenteuerliche Fahrt, welche er zwei Tage zuvor ab Lugano über den noch tiefverschneiten Splügen unternommen hatte. Wie man sehen wird, ward dabei unterwegs von einer Kutsche auf einen Schlitten überge wechselt, ein damals, und auch viel früher schon, zu solcher Jahreszeit durchaus üblicher Vorgang. Irgendwelcher Gefährte begleitete damals den bereits zweihundachtzigjährigen Grafen, der übrigens als einer der hervorragendsten Strategen seiner Zeit galt und auch als Schriftsteller Außergewöhnliches leistete. Sie fuhren damals in einem Zuge durch bis Chur, speisten dort nach zwölfstündiger Fahrt opulent zu Abend und trafen zu vorgerückter Stunde in Ragaz ein. «Abends halb zehn fanden wir auf dem Bahnhof von Ragaz Herrn Kinberger (Joseph Kienberger, einer der beiden Direktoren des Hotels „Quellenhof“), welcher uns mit dem Omnibus abholte und zwei behagliche Zimmer mit trefflichen Betten im „Hof Ragaz“ anwies. Für Heizung und Wärme flasche war gesorgt, was mir nach vierzehnstündiger Reise, etwas von Frost geschüttelt, sehr wohl tat —.»

Der Reisebericht des rüstigen alten Herrn wurde mitaufgenommen in die posthum erschienene zweibändige Ausgabe seiner «Briefe an seine Braut und Frau und andere Anverwandte» (Stuttgart, 1893).

Und hier nun der Wortlaut! Ausgangspunkt war wie gesagt Lugano:

— Die einzige Post über den Splügen geht nachts zwei Uhr ab, und dafür dankte ich doch diesmal und zog vor, mit Extrastop weiterzufahren. Richtig, am folgenden Morgen hatten wir schönen blauen Himmel. In leichtem, offenem Wagen ging's talaufwärts in bedeutender Steigung und endlich in zahllosen Zickzacks. Die Kirchen und Dörfer, die wir in schwindelnden Höhen über uns erblickten, lagen allmälig tief unter uns, es wurde immer kälter und der Südwind türmte immer mehr Wolken um die Gipfel auf. Es ging durch schauerliche Schutzgalerien, vor deren Gewölbe lange Eiszapfen herabhängten, dichte Nebel

hüllten uns ein, und bald blieb der Wagen im Schnee stecken. Aber hier hielt auch schon der Schlitten. Nur ein Pferd wurde angespannt, dem andern wurde anheimgestellt, nach eigenem Gefallen hintendrein zu laufen.

Während des Umspannens wurde ein tüchtiges Frühstück freihändig verzehrt, verschiedene Brote, Hühner, Zunge und eine Flasche Veltliner mit dem Postillon geteilt. Wie wir schließlich die Paßhöhe bei Nebel, Wind und Schneegestöber erreicht, weiß ich kaum, wohl aber, wie wir heruntergekommen. Anfangs fiel mir auf, daß wir nicht auf der Straße, sondern neben derselben fuhren, der Grund leuchtete aber ein, als wir in gerader Richtung über alle Zickzacks fort, herunter sausten. Das Pferd sank oft bis zum Bauch ein, aber in wenigen Minuten waren wir so weit unten, daß die Straße und bald darauf der

bereitstehende Wagen wieder benutzt werden konnte. Die ganze Expedition war ungleich weniger beschwerlich und halsbrechend als die Tour, welche wir vor vier Jahren zusammen über den Gotthard gemacht haben. Bei recht schönem Wetter ging es nun in einem unausgesetzten Trab abwärts nach Andeer und dann durch die Via Mala am Rand senkrechter Felswände entlang. Auf einer nicht viel Vertrauen erweckenden alten Brücke überspannt die Straße den hunderte von Fuß tiefen brausenden Rhein, welcher sich in eine Felsspalte einzwängt, wenige Fuß breit, ein Riß in dem Felsen wie zersprungenes Glas —.» Frisch gestärkt, wiewohl «ziegelrot» seien sie andern Tags erwacht. «Die scharfe Luft und die blendende Sonne auf dem Schnee haben mir förmlich Blasen im Gesicht gezogen, die ganze äußere Haut wird herunter müssen —.»
(Fortsetzung folgt)

Die Felswand

Feindselig, wildzerrissen steigt die Felswand.
Das Auge schrickt zurück. Dann irrt es unstet
Daran herum. Bang sucht es, wo es hafte.
Dort! über einem Abgrund schwebt ein Brücklein
Wie Spinnweb. Höher um die scharfe Kante
Sind Stapfen eingehaun, ein Wegesbruchstück!
Fast oben ragt ein Tor mit blauer Füllung:
Dort klimmt ein Wanderer zu Licht und Höhe!
Das Aug verbindet Stiege, Stapfen, Stufen.
Es sucht. Es hat den ganzen Pfad gefunden
Und gastlich, siehe, wird die steile Felswand.

C. F. Meyer